

BIBLIOTHEK.  
HERZOGL.  
TECHN. HOCHSCHULE  
CAROLO-WILHELMINA  
BRAUNSCHWEIG.

**Sammlung**  
**gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,**

begründet von

**Rud. Virchow und Fr. von Holtendorff,**

herausgegeben von **Rud. Virchow.**

**Neue Folge. Fünfzehnte Serie.**

(Heft 337—360 umfassend.)

**Heft 359.**

**Der Dujong.**

**Biologisch-ethnologische Skizze einer  
untergehenden Sirene.**

Von

**Dr. W. Finsch.**

**Hamburg.**

**Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals F. F. Richter),  
Königliche Hofbuchhandlung.**

**1901.**

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

# Russisch Centralasien.

## Reisebilder

aus Transkaspien, Buchara und Turkestan.

Von

**Dr. Max Albrecht.**

Mit 52 Abbildungen.

Preis M. 8.—. Elegant gebunden M. 10.—.

Der Verfasser des Werkes ist mit Rußland und seinen Bewohnern seit 20 Jahren vertraut und hat durch seine in den letzten 13 Jahren regelmäßig ausgeführten jährlichen Reisen an dem Westufer des Kaspischen Meeres Gelegenheit gehabt, die große Geschicklichkeit zu beobachten, mit der es die russische Verwaltung versteht, die verschiedenartigen Bewohner Asiens dem Scepter des Zaren nicht nur unterthan, sondern in Liebe und Treue anhänglich zu machen.

Diese Beobachtung machte bei dem Verfasser den Wunsch rege, durch einen Ausflug nach Centralasien auch in die dortigen Kolonisationserfolge der Russen einen Einblick zu nehmen, und er brachte im Herbst 1893 seine Absicht zur Ausführung.

In Begleitung seiner Frau bereiste er, mit Empfehlungsbriefen seiner russischen Freunde reichlich ausgestattet, die **turkmenischen Steppen und Wüsten**, den Stammsitz des Türkentums **Buchara** und das märchenhafte **Samarkand**.

Die Eindrücke dieser Reise schildert das hier angezeigte Werk in anziehender und lebendiger Form. Im knappen Rahmen einer Reiseschilderung bringt der Verfasser eine auf gründlichen Litteraturstudien aufgebaute kulturgeschichtliche Studie der besuchten Länder, die in kurzen Hinweisen auf die Geschichte der innerasiatischen Reiche und Städte klar und übersichtlich den heutigen Zustand dieser Gebiete in kultureller, wirthschaftlicher und politischer Hinsicht dem Leser vor Augen führt.

Das Schlußkapitel des Buches behandelt die Pamirfrage, die das Interesse aller Gebildeten beanspruchen darf, da sie ein Gebiet behandelt, auf dem die mächtigen, um die Herrschaft in Asien wetteifernden Weltreiche, England und Rußland, in unmittelbare Berührung miteinander gelangen.

**Der Dujong.**  
**Boologisch-ethnologische Skizze**  
einer  
**untergehenden Sirene.**

Von  
**Dr. O. Finsch.**

---

**Hamburg.**  
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals F. F. Richter)  
Königliche Hofbuchhandlung.  
**1901.**

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. F. F. Richter) in Hamburg.  
Königliche Hofbuchdruckerei.

Mit den Göttern des Olymp und den Mythengestalten des klassischen Alterthums haben auch die Sirenen ihren Namen für die Wissenschaft herleihen müssen, die ihnen damit aber eine nicht ganz einwandsfreie Ehrung erwies. Denn einmal sind es jene sinnreich erfundenen Apparate zur Bestimmung der Schwingungen der Töne und die darauf basirenden Nebelsignale, welche den Namen Sirenen erhielten, sodann eine der merkwürdigsten Ordnungen der Säugethiere, deren Glieder zu den denkbar plumpesten Geschöpfen gehören. Die deutsche Bezeichnung „Seefuh“ deutet dies an, ist aber sonst durchaus verfehlt, da die betreffenden Thiere mit „Rühen“ ebensovienig irgend etwas gemein haben, als mit den mythischen Strandjungfrauen, die angeblich bezaubernd zu singen, aber nicht zu schwimmen verstanden. Und diese letztere Fähigkeit ist gerade für die Sirenen der Zoologie bedeutungsvoll, da sie in ihrer Lebensweise einzig und allein auf das Wasser angewiesen sind.

Die Sirenen bilden eine eigene Ordnung der Meeres-Säugethiere, welche im System zunächst den Hufthieren eingereiht wird, obwohl die Leibesgestalt, abgesehen vom Kopfe, am meisten mit Walthieren, namentlich gewissen größeren Arten Delfhinen, übereinstimmt. Wie den letzteren, fehlen auch den Sirenen die hinteren Extremitäten, statt deren ist eine wagerecht stehende Schwanzflosse vorhanden,

und die Vorderfüße sind zu Flossen umgestaltet, an denen sich äußerlich keine Zehen mehr erkennen lassen. Dem Rücken fehlt die eigenthümliche Fettflosse oder Fetthöcker, welcher fast alle Delphine und Walthiere auszeichnet und noch mehr abweichend ist die Bildung des mehr oder minder rundlichen Kopfes, schon dadurch, daß sich derselbe etwas vom Halse absetzt. Die Kiefer sind mit flachen Backenzähnen oder Kauplatten bekleidet, da die Nahrung nur in Seegras, Tangen oder andern Meeressgewächsen besteht. Die Sirenen meiden daher Tiefsee wie das offene Meer und finden sich vorzugsweise an riffreichen Küsten, aber auch in großen Strömen und Binnenseen (wie z. B. dem Tschadsee). Im Gegensatz zu den Delphinen und anderen Walthieren sind Fleisch und Fett der Sirenen nicht thranig, so daß sie schon deshalb überall eifrig gejagt werden. Die Jagd oder der Fang bietet keine besonderen Schwierigkeiten, da die Sirenen im Allgemeinen ziemlich stupide, sehr träge, meist wenig vorsichtige, durchaus harmlose und fast wehrlose Thiere sind. In Folge der schonungslosen Nachstellung sind die Sirenen daher überall stark in der Abnahme begriffen und gehören zu denjenigen Thierformen, welche über kurz oder lang völlig ausgerottet sein werden. Dieses Schicksal hat den gewaltigsten Vertreter der Ordnung, das Vorkenthier (*Rhytina Stelleri*), ein Riesengehöpf, welches 8—10 Meter Länge und ein Gewicht von über 450 Centnern erreichte, bereits ereilt und zwar in erschreckend kurzer Zeit. Denn als Steller 1741 mit der Beringinsel auch dieses merkwürdige Säugethier entdeckte, belebte es in großen Heerden die Küsten des Beringmeeres und Kamtschatkas, aber kaum mehr als 40 Jahre später war das Vernichtungswerk vollendet und es gab kein Vorkenthier mehr. Die einzigen Ueberbleibsel, welche von dem Meeressäuger noch in Museen

(882)

verwahrt werden und die zu den größten Schätzen derselben zählen, sind die Knochenreste, welche erst vor wenigen Decennien an den Stätten jener vernichtenden Schlächtereien gesammelt und für die Wissenschaft gerettet wurden (namentlich 1854 durch Nordenfjöld).

Mit dem Vorkenthier ist der einzige Vertreter der Sirenen in der arktischen Zone verschwunden. Es bleiben nur noch vier Arten übrig, welche in zwei Gattungen (*Manatus* und *Halicore*) den Tropen angehören. Von den Manaten oder Lamantinen findet sich eine Art (*Manatus senegalensis*) in den westlich mündenden Flüssen Afrikas (zwischen dem 20. Grade nördlicher und 10. Grad südlicher Breite) und im Tschadsee; zwei Arten (*Manatus latirostris* und *M. inunguis*) bewohnen die Meeresgestade und großen Ströme an der Ostküste Amerikas (etwa zwischen dem 25. Grade nördlicher und 19. Grade südlicher Breite), sind aber hier in gewissen Gebieten z. Th. ausgerottet oder doch viel seltener geworden.

Daselbe gilt für die Sirene, welche den malayischen Namen „Dujong“ oder „Dugong“ erhalten hat und sich von der Ostküste Afrikas östlich bis in die westliche Südsee nur in einer Art (*Halicore dujong*) findet. Der Dujong, dem ausgerotteten Vorkenthier am nächsten verwandt, unterscheidet sich von den Manaten hauptsächlich durch die nicht abgerundete, sondern ausgeschnittene Schwanzflosse, den gänzlichen Mangel von Nägeln auf den Vorderflossen, sowie durch Verschiedenheit im Gebiß. Das letztere zeichnet sich, und zwar in beiden Geschlechtern, besonders durch zwei sehr eigenthümlich gebildete, fast gerade Vorderzähne im Oberkiefer aus, die 20—30 cm lang sind, aber nur wenig vorragen. Sie bilden daher wohl kaum eine Waffe, sondern dienen mehr zum Abstoßen des Seegrases. An dem sehr

(883)

eigenthümlich geformten Kopfe fällt namentlich die stumpfe und breite, fast viereckige Schnauze auf, die mit kurzen, steifen, aber elastischen Borsten spärlich besetzt ist. Weiter zurück auf dem Nasenrücken liegen, dicht zusammen, die beiden länglichen Nasenlöcher, welche durch einen Muskel geschlossen werden können. Die dunklen Augen sind sehr klein; äußere Ohren fehlen und die durch Haut verschließbaren Löcher, welche die Ohren andeuten, sind so klein, daß sie leicht übersehen werden können. Das letztere gilt in Betreff der weit von einander abstehenden sehr kurzen Borstenhärchen, welche nur auf den Flossen fehlen. Die Haut liegt überall glatt an und ist nur auf dem Bauche runzlig, hier auch viel dünner als auf dem Rücken, wo sie bis 25 mm Dicke erreicht. Unter dieser Haut oder Schwarte liegt eine ca. 20 mm dicke Speckschicht, welche ein ausgezeichnetes geruch- und farbloses Del liefert. Das Weibchen hat an der Basis des hinteren Randes der Brustflosse je eine Zitze resp. Brust, welche ähnlich der einer Frau geformt sein soll, wie dies schon von den ältesten Beobachtern beschrieben wird. Obwohl die letzteren bereits wußten, daß das Junge säugend ernährt wird, zählten dieselben (darunter auch der treffliche Leguat) den Dujong doch zu den Fischen. Valentijn („Oud en nieuw Oost-Indie“ 1726) beschreibt das Thier mit unter den „gewöhnlichen Fischen von Amboina“, weiß von demselben aber freilich herzlich wenig mitzutheilen, viel weniger als von den „See-Männern“ und „See-Weibern“, denen fast ein ganzes Capitel gewidmet ist.

Die Färbung des Dujong, welche bei ausgestopften Exemplaren stets dunkel, fast schwarz erscheint, wird vom lebenden Thiere sehr verschieden angegeben. Leguat beschreibt dasselbe (von Rodriguez) als „schwarz“, Dubaucel (von Süd-Indien) als bläulich auf der Unterseite weißlich, Rüppell (vom Rothen Meer) als mattbleigrau, auf dem

(884)



Rücken und Oberkopf mehr grünlich, auf dem Bauche ins Weißliche. Gill bezeichnet den Dujong von der Torresstraße als von röthlichbrauner Färbung, was mit meinen Aufzeichnungen von hier, wie von der Südküste Neu-Guineas übereinstimmt, die ebenfalls „röthlichfleischbraun bis fleischbräunlich, für jüngere Thiere noch lichter, fast fleischweißlich, die Unterseite stets etwas heller als die obere“ lauten.

Die Größe des Dujong wird auch jetzt noch häufig nach den ältesten Quellen sehr übertrieben bis zu 18 und 20 Fuß Länge angegeben. Schon Rüppell konnte dieses berichtigen und notirt 9 Fuß Länge; der größte Dujong, welchen ich maß, war etwa  $3\frac{1}{2}$  Meter (also ungefähr 11 Fuß Rhl.) lang. Weibchen sind etwas kleiner (5—7 Fuß lang), aber nicht so unverhältnißmäßig klein, als dies z. B. bei den Weibchen der großen Robben (Seelöwen u. f. w.) gegenüber den Männchen der Fall ist.

Das Verbreitungsgebiet des Dujong ist ein sehr ausgedehntes und erstreckt sich von der südlichen Hälfte des Rothen Meeres und der Ostküste Afrikas über den ganzen indischen Ozean (Malabar Küste, Nordwest-Ceylon, Andamanen, Mergui-Archipel, Straße von Malacca), die Meere um die Sunda-Inseln, Molukken, Philippinen östlich bis in den westlichen Stillen Ozean, wo Belau (westliche Carolinen) und die Salomo-Inseln die östlichste Grenze der Verbreitung zu sein scheinen, während an der Ostküste Australiens Moreton-Bai (ca. 27 Grad südlicher Breite) die Grenze nach Süden\* zu bildet. Auch an der Nord- und Westküste Australiens kommt diese Sirene vor, besonders häufig aber in der Torresstraße, deren ausgedehnte Riffe den Lebensbedingungen dieses Thieres so außerordentlich günstig sind, also namentlich die

\*) Von hervorragendem Interesse sind die Funde von Schädeln und Rippen des Dujong bei Sydney (Royal Society of N. S. Wales, v. XXX, 1896).

Südküste Neuquineas, von der Mündung des Flußlaufes bis zum Morehead. An der Küste östlich vom Fluß und im Frischwasser-Bai bis Halliund scheint der Dujong zu fehlen, der erst wieder innerhalb des Barrierriffes bei Redscar-Bai bis Port Moresby und weiter östlich bis Hood-Bai und wahrscheinlich längs der ganzen Südostküste von Neuquinea vorkommt. Sicher ist dies für die weiten Riffe an der Ostspitze Neuquineas, also im Moresby- und Louisiade-Archipel, sowie um die d'Entrecasteaux-Gruppe, wo das Thier (auf Dobu oder Goulbain-Insel) „Tomodawa“ heißt. Doch scheinen die Eingeborenen dieses Gebietes keine Dujongjäger zu sein, wenigstens konnte ich darüber nirgends Nachweis finden und ich schließe dies auch daraus, daß ich niemals Schädel des Thieres, wohl aber an mehreren Plätzen solche von großen Schildkröten und Wildschweinen sah, die als Trophäen sorgfältig verwahrt werden, ein Brauch der sonst gerade bei Dujongfängern sehr beliebt ist. Nur in Bentley-Bai (nahe Ostcap erhielt ich einen Kalklöffel aus Dujongrippe und auf Samarai (Dinner-Insel) kannte man das Thier unter dem Namen „Luni“. Jedenfalls heimathet es auch auf dem großen Ottoriff, das sich von den d'Entrecasteaux bis Kirivina (Trobriand) erstreckt, da die Eingeborenen der letzteren Insel für Dujong den Namen „Awalewa“ besitzen. Im Bismarck-Archipel habe ich mich vergebens nach dieser Sirene erkundigt, obwohl ihr Vorkommen hier sehr wahrscheinlich ist, auch mit Sicherheit noch weiter östlich, im Salomo-Archipel nachgewiesen wurde (Shortland-Gruppe: Guppy; Insel: Godrington).

Wenn auf der einen Seite die Specialkenntniß der Verbreitung noch vielerlei Lücken läßt, so wissen wir andererseits, daß der Dujong in gewissen Lokalitäten bereits sehr vermindert oder völlig ausgerottet worden ist. Das Letztere

gilt z. B. für die Mascarenen. Nach François Leguat war der Dujong wegen schonungsloser Verfolgung schon 1696 von Mauritius vertrieben, belebte aber damals das Meer um Rodriguez noch in unzählbarer Menge, wie die folgende Stelle aus dem interessanten Buche\*) dieses Reisenden lehrt, der mit acht Gefährten zwei Jahre (1691 und 92) auf dieser Insel zubrachte. „Die Seekuh, bei anderen Völkern Manati genannt (womit eben der Dujong gemeint ist) wird in dem Meere um diese Insel, Diego Rodrigo oder Diego Ruys, in großer Anzahl angetroffen und ist sehr leicht zu fangen, denn diese Thiere weiden in ganzen Heerden, wie die Schafe, auf dem Riff in 3 bis 4 Fuß tiefem Wasser. Sie sind so wenig scheu, daß sie nicht von der Stelle weichen; so daß wir oft unter ihnen umhergehen und sie befühlen konnten, um ein fettes Thier auszusuchen. Wir hatten nicht nöthig einen „Snaphaan“ (Gewehr) zu gebrauchen, sondern warfen dem Thiere nur ein Tau um die Schwanzflosse und zogen es aus Land. Doch fingen wir meist nur kleinere Thiere, deren Fleisch viel besser ist als das alter, und weil letztere gewaltige Anstrengungen machen, sich zu befreien, ja uns vielleicht übermeistert haben würden.“

Mit dem Dujong sind auch die gewaltige Landschildkröte und der merkwürdige fluglose „Einsiedlervogel“ jener Insel längst ausgerottet worden, deren Kenntniß wir den, für die damalige Zeit, ausgezeichneten und wahrheitsgetreuen Beob-

---

\*) Ich citire nach der Ausgabe in „Neerduyts“, welche 1708 unter dem Titel erschien: „De gevaarlyke en zeldzame Reyzen van den Heere François Leguat naar twee onbewoonde oostindische Eylanden. Gedaan zedert den jare 1690 tot 1698 toe etc. Te Utrecht, By Willem Broedelet, Boekverkooper op den Dam“. Leguat war einer der ersten kolonialen Pioniere und seine Reise hatte den Zweck, eine passende Heimath für Hugenotten ausfindig zu machen, was durch die Grausamkeit der damaligen holländischen Machthaber auf Mauritius und Java leider nicht möglich war.

achtungen Leguats verdanken, die für diese untergegangenen Thiere die einzige Quelle bilden. Noch unbehellig von Menschen waren die Landschildkröten damals in unglaublicher Menge vorhanden; Heerden derselben von zweitausend bis dreitausend dieser Thiere lagen zuweilen so dicht zusammen, daß man wohl hundert Schritt auf den Rücken derselben gehen konnte, ohne die Erde zu berühren. Vom Einsiedlervogel und von den anderen den Mascarenen eigenthümlichen, meist fluglosen und durch Menschen vernichteten, Vogelformen (darunter die berühmte Dronte von Mauritius) haben Nachgrabungen noch Knochenreste geliefert, nach welchen der Einsiedler von Rodriguez als eine riesige Taube (*Pezophaps solitarius*) bestimmt werden konnte.

Leguat und seine Gefährten, die kein Boot besaßen, entdeckten das Vorkommen des Dujong übrigens erst, nachdem sie bereits ein paar Monate auf Rodriguez lebten, und zwar zufällig dadurch, daß sie ein solches Thier todt auf dem Riff fanden. Dasselbe war wahrscheinlich hier gestrandet; denn freiwillig geht der Dujong nicht an's Land, auf dem er auch nichts zu suchen hat. Gefangene Dujongs vermögen aber an 24 Stunden auf dem Trockenen zu leben, wie dies Mabury auf Pesan beobachtete. Auch in seinem Element, dem Wasser, ist der Dujong kein sonderlich bewegliches Thier und kann es an Behendigkeit und Geschwindigkeit weder mit Robben noch Walthieren aufnehmen. Während die letzteren, namentlich das lustige Volk der Delphine, in fröhlichem Spiele sich häufig weit aus dem Wasser emporheben, erhebt sich der Dujong nur mit seiner vorderen Körperhälfte, häufig bloß mit den Nasenlöchern, über die Fluthen, um zu athmen. Nach Rüppell würde dies alle Minuten zu geschehen haben, wie ich beobachten konnte, vermag das Thier aber länger zu tauchen. In Uebereinstim-

mung damit sah Semon einen Dujong in Zwischenräumen von drei bis fünf Minuten an der Oberfläche erscheinen, „er athmete dann mit eigenthümlich dumpfem Schnauben und glitt langsam wieder in die Tiefe zurück“. Ob das Thier außer diesem Schnauben oder Stöhnen eigentliche Stimmlaute besitzt, ist nicht nachgewiesen, jedenfalls macht sich der Dujong aber im Ganzen wenig bemerkbar, viel weniger als die meisten Walthiere, die ihre Anwesenheit so häufig schon von Weitem durch ihr Blasen, d. h. Ausstoßen von Säulen von Wasserdampf verrathen.

Im Gegensatz zu den Manaten meidet der Dujong Flüsse oder besucht doch nur deren Mündungsgebiete, obwohl auch darüber Beobachtungen fehlen, findet sich dagegen überall da, wo ausgedehnte Riffe vorkommen, wie dies also vorzugsweise an den Küsten und in stillen Buchten der Fall zu sein pflegt. Erforderlich ist, daß solche Riffe auch reichlich Seegras und Tang in nicht zu tiefem Wasser aufzuweisen haben, denn diese bilden die eigentlichen Weidegründe, welche übrigens meist Nachts besucht werden. Je nach der Häufigkeit des Futters pflegen die Dujongs ihre Standorte zuweilen zu wechseln und sind zu mehr oder minder ausgedehnten Streifzügen genöthigt, um neue submarine Wiesen aufzusuchen. So erscheint das Thier im Norden des Rothen Meeres nur in den Wintermonaten, während es in der südlichen Hälfte des Rothen Meeres und auf den ausgedehnten Riffen der Torressstraße (wie z. B. dem Orman- und Warrior-Riff) ständig vorkommt. Stürme und Meeresströmungen mögen das gelegentliche Erscheinen des Dujong in sonst von ihm nicht besuchten Gebieten veranlassen, wie z. B. in dem Meere um Belau, wo er nur sehr selten vorkommt. So wurden z. B. auf der Insel Korror (Korrior) im Laufe von 17 Jahren nur 10 dieser Thiere erlegt.

(889)

Die Dujongs scheinen geselliger Natur, wenn auch so große Heerden, wie sie Leguat bei Rodriguez und Will noch Anfang der Siebziger Jahre, aus der Torresstraße erwähnen, neuerdings nicht mehr beobachtet wurden. Semon spricht aus letzterem Gebiet nur von einzelnen Paaren und kleineren Trupps und ähnlich lauten Beobachtungen aus anderen Gebieten des Verbreitungskreises. Männchen und Weibchen halten übrigens mit rührender Anhänglichkeit zusammen, wovon unser Landsmann Ernst Christoph Barchewitz ein überzeugendes Beispiel von Letti bei Timor anführt. Der Genannte, welcher 6 Jahre (1714—1720) auf dieser kleinen Insel als Korporal regierte, konnte von seinem auf einem Strandfelsen stehenden Häuschen „in dem Silber-hellen See-Wasser auf etliche Klaftern tieff fast täglich Manaten oder See-Rühe und andere Meeres-Wunder sehen“. „Einstmals“, sagt der zuverlässige Beobachter in seinem interessanten und amüsanten Buche\*), „sah ich zwei große Dujongs oder See-Rühe, die kamen ganz nahe bei meinem Felsen, und fraßen das grüne Moos, so auf dem Riff wächst. Ich ließ geschwind einen Mann rufen; dieser holte eilens seine Helffers-Helffer, die nahmen zwei Orangbayan („größere Kanus“) und gingen damit auf dieselben los; einen davon stachen sie, das war das Weibgen. Es kostete viel Mühe, ehe der Fisch müde wurde, und sich verblutete. Er ließ mit der Orangbay daran sie das an den Harpun gemachte Seil befestigt hatten, fort, als wenn ein Pferd davor gespannt wäre. Als er endlich sich entkräftet, schleppten sie ihn an den Strand

\*) „Neu-vermehrte Ost-Indische Reise-Beschreibung, Darinnen Seine durch Teutsch- und Holland nach Indien gethane Reise; Sein eilff-jähriger Aufenthalt auf Java, Banda und den Sudwesten-Inseln, Glücks- und Unglücks-Fälle 2c. 2c. umständlich erzehlet wird 2c.“ Erfurt, verlegt Joh. David Jungnicol 1751. (Zweite Auflage).

(890)

hinanſ. Als dieſer gefangen, kam der andere, welcher das Männchen war, von ſelbſten an, ſuchte das Weibgen, ging nicht von dannen, und ließ ſich auch ſtechen; alſo brachten ſie beide ans Land“.

An der Richtigkeit dieſer, noch heute werthvollen und in ihrer Art einzigen Beobachtung iſt nicht zu zweifeln; ſie findet ihre Erklärung ſehr leicht darin, daß es ſich um ein Paar in der Fortpflanzungszeit handelt, in welcher, nach Semon, „die Liebe dieſer Thiere blind und taub macht“. Leider liegen aber auch über das Liebesleben des Dujong keinerlei zuverlässige Beobachtungen vor und es bleiben auch in dieſer Richtung noch große Lücken auszufüllen. Im Nothen Meere würde, nach Rüppell, die Paarung im Februar und März, die Satzzeit im November und December ſtattfinden, während nach Klunzinger beide ſo wichtige Abſchnitte des Geſchlechtslebens in den Winter fallen. Die Trächtigkeitsdauer würde darnach faſt ein volles Jahr betragen, nach Rüppell dagegen nur neun Monate, Widerſprüche, die auf den Ausſagen der Eingeborenen baſiren, welche bis jetzt überall die einzigen, alſo durchaus nicht zuverlässigen Quellen bilden. Nach Gill würde in der Torresſtraße die Satzzeit des Dujong in der naffen Saiſon (alſo den Monaten Januar, Februar und März) ſtattfinden, womit meine Erkundigungen ziemlich übereinſtimmen. Darnach fallen Dujongs im Februar und März, während die Paarung im Mai und Juni vor ſich geht. Auch in Port Moresby wurden dieſe beiden Monate als eigentliche Dujong-Saiſon bezeichnet, während dieſelbe, nach gütiger Mittheilung von Profeſſor Semon, an der Oſtküſte Austra- liens in die Wintermonate (Juni bis Ende Auguſt) fällt, in welcher Zeit auch die Fortpflanzung ſtattfinden ſoll. In

(891)

derselben Zeit erhielt der genannte Forscher aber auch Embryonen in verschiedenen Stadien der Entwicklung.

Gegenüber diesen wenig übereinstimmenden Angaben wissen wir mit Sicherheit, daß der Wurf nur in einem Jungen besteht, welches die Mutter in der ersten Zeit unter den Borderflossen mit sich führt und angeblich ein Jahr säugt. Das etwas mehr herangewachsene Kalb wird gelegentlich von der Alten auf dem Rücken getragen, im Uebrigen aber mit großer Liebe gepflegt, ja in Gefahr rückhaltslos vertheidigt.

Wenn es mir leider nicht gelang, den unvollständigen Berichten über Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte kaum irgend etwas Zuverlässiges hinzuzufügen, so kann ich dagegen über die Jagd beziehentlich den Fang des Dujong ausführliche Mittheilungen machen, um bereits bekannte wesentlich zu ergänzen. Denn auch bezüglich der Jagd dieses, der Mehrzahl unserer Jäger wohl unbekannten Wildes liegen nur von einzelnen Lokalitäten des so ausgedehnten Wohngebietes dieser Sirene und dazu meist recht knappe Berichte vor.

Fast überall wird die Dujongjagd hauptsächlich Nachts betrieben, und man bedient sich dabei großer Netze oder harpunirt das Thier. Im Rothen Meere kennt man, nach Alunzinger, beide Methoden, aber es gibt nur wenige Eingeborene, welche sich mit Dujongfang abgeben oder denselben überhaupt verstehen, obwohl das Thier unter dem Namen Irum, Djilid (der Lederiche), Nähke el Vahr (Kameelstute des Wassers) oder Danile (der Lange) allen Fischern und Schiffen wohlbekannt ist.

Wenn die arabischen Dujongfänger Alunzinger den Djilid als ein äußerst vorsichtiges und schlaues Thier, die Jagd desselben daher als eine sehr schwierige bezeichneten, so geschah

(892)



dies wohl nur im eigenen Interesse, aber im Widerspruch mit der Wahrheit. Denn alle anderen Berichte schildern den Dujong als ein sehr sorgloses und wenig auf seine Sicherheit bedachtes Thier. So beobachtete Semon einst einen starken Dujongbullen, der sich trotz ziemlicher Nähe des Bootes in seinem Treiben durchaus nicht stören ließ. Daß aber die Dujongjagd im Rothen Meer nicht schwieriger als andernwärts ist, bewiesen die Jäger selbst am deutlichsten, indem sie Alunzinger in kurzer Zeit eine ganze Anzahl dieser Thiere lieferten, welche alle in Netzen gefangen waren. Im südlichen Theile des Rothen Meeres wird die Jagd aber mit Harpunen betrieben, wie dies im Indischen Archipel geschieht, soweit darüber spärliche Berichte vorliegen. So erwähnt Jacobson in seiner Reise in diesem Gebiet nur, daß ihm ein Mann auf der kleinen Insel Bonerate eine pantomimische Vorstellung des Dujongspeeren gab (Globus 1889 J. 183) eine kurze Notiz, aus welcher Andere „Kampfspiele“ herauszulesen mußten. Die Eingeborenen Belaus verstehen das Thier, hier „Misogiu“ genannt, ebenfalls zu speeren, fangen es aber meist in großen, an 60 Meter langen, und ca. 5 Meter tiefen Netzen (Biteptafel), welche gemeinschaftliches Eigenthum der betreffenden Vereinigung unverheiratheter Männer oder des Clubs (Kaldebefel) sind, welche gelegentlich auf den Fang ausziehen. Leider weiß Rabury über den letzteren selbst nichts mitzutheilen, und wir erfahren nur, daß bei einem solchen Ereigniß getanzet und auf der Muscheltrompete (aus Tritonium) geblasen wird. Dagegen berichtet derselbe Reisende umständlich, welche „Staaten“ d. h. Dorfgemeinschaften auf Belau überhaupt Dujongfang betreiben dürfen und wie sich die Preise für Fangen, Zerlegen u. s. w. eines „Misogiu“ stellen, Mittheilungen, deren Details hier zu weit führen würden. Es genügt zu

(893)

erwähnen, daß ein Dujong den enormen Werth von nahezu 1000 Mark repräsentirt, freilich in „Mudouth“ oder jenem eigenthümlichen Gelde aus alten Emailglasperlen, das eben nur auf Belau imaginären Werth hat. Dabei sind an 400 Mark für den ersten Halswirbel (Atlas) abzurechnen, der als „Mist“ ein kostbares Männer-Armband bildet, auf das wir noch zurückzukommen haben.

In ähnlicher Weise wie auf Belau wird der Dujongfang an der Südküste von Neuguinea mit großen Netzen betrieben, wo das Thier unter dem Namen „Mui oder Lui“ bei den Motu von Port Moresby und den Bewohnern von Hodbai wohlbekannt ist. Doch sind es im Ganzen nur wenige Männer des Dorfes Annuapata, welche sich mit Dujongfang beschäftigen und denselben gemeinschaftlich betreiben, wie dies in der Regel auch beim Fischergewerbe geschieht. Die Beute wird daher auch zu gleichen Theilen vertheilt, nur, daß der Besitzer des Netzes einen größeren Antheil erhält, sofern dasselbe nicht gemeinschaftliches Eigenthum ist. Gegenüber der Thatfache, daß im Betriebe des Waidwerkes überall noch allerlei Aberglauben herrscht, der selbst bei uns noch keineswegs ausgerottet ist, bedarf es keiner Entschuldigung für die Motu, wenn dieselben als uncivilisirte Naturmenschen an solchen althergebrachten abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen streng festhalten. Spielt doch der Dujong in ihren Sagen als Geist der Vorfahren eine Rolle, wie überhaupt der Einfluß von allerlei bösen Geistern durch verschiedene Mittel abgewendet werden muß, die natürlich nur gewisse Leute kennen oder zu kennen vorgeben. Um bösen Einflüssen zuvorzukommen, sind daher bei der Wichtigkeit des Dujongfanges, schon beim Stricken des Netzes strenge Regeln zu beobachten, nach denen der Vorfertiger „helega“ (=tabu) wird, d. h. nach unseren Begriffen

(894)

sich lächerlichen Einschränkungen und Absonderungen unterwerfen muß.

Von seiner Familie getrennt, arbeitet er in einem besonderen Hause, welches auch als Schlafhütte dient, und verkehrt nur mit den Männern, welche ihm beim Stricken helfen. Diese bringen auch das Essen, da aller Verkehr, ja schon der Anblick von Frauen streng vermieden werden muß. Als äußerliches Abzeichen des „helega“ trägt der Hauptstricker das Haar kurz geschoren und hat seinen Körper mit dem Ruß eines besonderen Harzes („Tomäna“) geschwärzt, wie auch die Matte, auf welcher er sitzt resp. schläft. Bei ausgiebigstem Tabak- und Betelgenuß darf er nur so wenig als möglich essen und die Speisen nicht mit den Fingern, sondern nur mit Löffel oder Gabel berühren, für welche letztere meist der mehrzinkige Haarkamm dient. Lautes Sprechen ist ihm ebenfalls verboten, nicht aber seinen Mitarbeitern, die von all diesen lästigen „Selega-Regeln“ freibleiben. Wenn das Netz nun fertig ist und die Männer sich rüsten, um zum Fange auszugehen, wird die Bewohnerschaft des ganzen betreffenden Dorfes „helega“. Aller Lärm ist untersagt, ja, um keine Uebertretung möglich zu machen, müssen sich die Frauen und Kinder außerhalb des Dorfes im Walde oder in den Plantagen aufhalten, bis die Dujongfänger außer Sicht sind.

Die Letzteren müssen sich während des Fanges selbst ebenfalls möglichst schweigsam verhalten, ja der Netzstricker, welcher sonst das Kommando führt, darf überhaupt nicht sprechen und verständigt sich nur durch Zeichen, indem er z. B. auf den Bauch klopft, wenn er zu essen wünscht. Mit dem Fange eines Dujong oder selbst nur einer Schildkröte, ist das „Selega“ gebrochen, der Anführer fängt vor Freude an zu tanzen und singt dabei eine besondere Weise zum Lobe

des Balau oder guten Geistes des Rui, von dem ich noch zu sprechen habe. Zu erwähnen ist noch, daß die Dujongfänger jede Annäherung mit anderen Kanus zu vermeiden suchen, vor allem darf kein anderes Fahrzeug ihren Bug kreuzen, denn dadurch würde jede Aussicht auf Erfolg in Frage gestellt werden, ähnlich wie noch vielfach bei unseren Jägern die Begegnung mit einem alten Weibe als übles Omen gilt.

Ich verdanke die obigen Mittheilungen dem alten Baburi (Dunkelheit), der zu den besten Netzstrickern und Dujongfängern in Annuaputa gehörte, bezweifle aber trotzdem, ob sich die Gebote des Schweigens während des Fanges immer durchführen lassen werden, einmal weil dies so sehr der Motunatur widerspricht, und dann, weil die Kanus manchmal mehrere Tage ausbleiben und dennoch unverrichteter Sache heimkehren. Waren die Fänger glücklich, so wird am Buge des Kanu eine lange Stange mit einem Büschel Bast- oder Blattstreifen, gleichsam als Flagge gehißt, und in freudiger Erregung eilen Viele den erfolgreichen Jägern in Kanus oder selbst schwimmend entgegen.

Der erlangte Dujong wird, wahrscheinlich wegen seiner Schwere, bereits zertheilt heimgebracht und zwar ungefähr in zwei Längshälften. Man schneidet nämlich die Bauchseite ungefähr von der Basis des Unterkiefers mit den Brustflossen bis etwa zum After ab, welcher Theil in Stücke zerlegt wird, während die Rückenhälfte mit Kopf und Schwanz in einem Stücke bleibt. Besondere Feierlichkeiten oder Festlichkeiten finden übrigens beim Fange eines „Rui“ nicht statt; die Jäger theilen vielmehr in aller Stille ihre Beute, nach der ohnehin mehr gierige Blicke gerichtet sind, als befriedigt werden können, da bei der Anzahl der Jäger nicht allzuviel auf jeden Theilhaber kommt. Bei aller Habgucht der Motu gelang es mir daher trotz hoher Gebote

(896)

nur mit vieler Mühe, kleinere Stücke Dujongfleisch zu kaufen.

Zum Dujongfang werden Sakatois, d. h. große (bis 10 Meter lange) Kanus, mit einem Ausleger, ausgerüstet, die zwei Segel führen und mit Proviant (Sago, Kokosnüssen, Taro) und Wasser (in Töpfen) versehen sind.

Ein Topfscherben dient als Feuerstätte, um stets glimmende Kohlen für die eigenthümliche Tabakspfeife (Baubau) aus Bambus bereit zu haben, welche im Leben der Motu eine so hervorragende Rolle spielt. Gewöhnlich gehen zwei solcher Kanus auf den Fang, von denen jedes 12 bis 15 Mann an Bord hat. Die Jagdgründe liegen meist westlich von Port Moresby, und als solche gelten namentlich die Riffs bei Boära, welche mit ihrem flachen Wasser und reichlichen Seegrassweiden treffliche Gelegenheit zum Netstellen bieten. Wie das letztere selbst geschieht, habe ich nicht erfahren, da mich die abergläubischen Jäger um keinen Preis mitnehmen wollten. Die Netze (Baro) sind bedeutend groß und aus von Hibiscusbast gedrehten Stricken verfertigt, ein auch sonst vielfach benutztes Material, über welches die Motu aber speciell mit Bezug auf den Dujongfang eine besondere Legende besitzen.

Ein Mann in Redscar-Bai fand einst einen gewaltigen Eber, anscheinend todt, im Walde, gleichsam wie magisch mit dem Kopfe an einem Baume befestigt. Der Eber war aber nicht todt, sondern machte verzweifelte Anstrengungen sich zu befreien, so daß er von dem Manne gespeert wurde. Bei näherer Besichtigung zeigte es sich nun, daß der Eber mit dem einen Hauer durch den Bast gefahren war und sich nicht losmachen konnte. Der Mann untersuchte also auch diesen Bast genauer, der sich als treffliches Material zu Stricken erwies, so stark, daß sie selbst dem „Rui“ stand-

hielten. Wie die Sage hinzufügt, verkaufte der Mann seine Erfindung und wurde reich, eine sehr praktische Anwendung, welche auch bei modernen Erfindern nicht außer Acht gelassen zu werden pflegt.

Weit geschicktere und eifrigere Dujongfänger, als die Bewohner von Port Moresby und der Südküste Neu-Guineas sind diejenigen der Inseln der Torresstraße und an der Südküste Neu-Guineas, vom Fly- bis westlich etwa zum Moreheadflusse, die, obwohl zu derselben Race gehörig und kaum 300 Kilometer entfernt wohnend, doch eine ganz andere Methode anwenden. In diesem ganzen Gebiete, in welchem der Dujong den Namen „Dungal“ oder „Dangal“ führt, ist nämlich der Fang mit Netzen unbekannt und man bedient sich als Fanggeräth nur einer besonderen Art Harpune. Dieselbe besteht aus einem 4 bis 5 Meter langen runden Schaft „Wap“, aus Hartholz, der vom unteren dickeren Ende an sich allmählig verdünnt. In dem dünnen oberen Ende ist ein Schlitze eingeschnitten, um hier Verzierungen anzubinden, die in Büscheln von Kasuarfedern, zuweilen noch einigen Klappernüssen bestehen. Am unteren stumpfen Ende ist in der Mitte ein Loch gebohrt, welches als Futter zum Einsetzen der eigentlichen Harpune („Woioro“) dient. Die Letztere, früher aus Knochen oder Hartholz, wird jetzt schon seit mehreren Decennien aus Eisen verfertigt. In der Regel benutzt man eine dreikantige Feile von 18 bis 22 Centimeter Länge, welche durch Glühen weich gemacht wird, um zahlreiche, schräg nach oben gerichtete Widerhaken ausfeilen zu können. Die Harpunenspitze sitzt natürlich nur lose im Schaft und ist an eine 20 bis 25 mm dicke und 80 bis 100 m lange Leine von dort einheimischen Material (aus der Faser einer Schlingpflanze, wohl einer Art *Pueraria*) befestigt. „Wap“ werden hauptsächlich auf Morilug (Prince

(898)

of Wales Isl.) aber auch auf Mabiak und Badu verfertigt und bilden einen der werthvollsten Tauschartikel der Inselbewohner untereinander, wie mit denen an der Südküste Neu-Guineas. Mit letzteren findet durch Vermittelung der Eingeborenen der Insel Saibai ein lebhafter Tauschverkehr statt; die meisten Waffen (darunter Pfeile und Bogen), Schmuckgegenstände und alle großen Kanus der Inselbewohner kommen in der That von Neu-Guinea (Dauidai). Für einen Wap wurde noch 1883 ein großes Kanu eingetauscht oder er galt als Brautpreis für ein Mädchen, und dieser hohe Werth erklärt es, wenn in meinen Sammlungen der Wap leider fehlte.

Die Jagd oder das Harpuniren des Dujong wird entweder am Tage von einem Kanu aus betrieben oder findet Nachts auf dem Anstande, von einem besonderen Gerüst aus statt. Beim Gange mit dem Kanu steht der Harpunirer vorn im Bug des Fahrzeuges, um Ausguck zu halten, und die Eingeborenen verstehen es trefflich, sich an einen auf- und abtauchenden Dujong herantreiben zu lassen. Das Gerüst zum Anstande „Nät“ ist roh aus sechs kreuzweis gestellten Stangen oder Bambus construirt, über welche ein Brett, meist die Platte eines alten Kanu, gelegt wird. Um einen möglichst versprechenden Platz für das „Nät“ ausfindig zu machen, wird bei Ebbe das dann mehr oder minder trockene Riff sorgfältig nach Dujongspuren untersucht, die sich leicht an dem abgeweideten Seegrase, dem aufgewühlten Grunde und an den Eindrückten erkennen lassen, den die Leiber der Thiere hinterlassen haben. An der Stelle, wo diese Spuren am zahlreichsten sind, wird nun der „Nät“ errichtet. Das Standbrett desselben befindet sich anderthalb bis drei Meter über dem Hochwasserstande und wird mit der Längsachse in der Windrichtung aufgestellt. Denn selbst ein leiser

(899)

Gegentwind könnte ein Anarren des Gerüsts verursachen, und den Dujong verschrecken. Darnach zu schließen muß das Thier also ein feines Gehör besitzen. Als glückbringender Talisman wird an dem Nät ein Stein oder die rohgeschnittene Holzfigur eines Dujong angebunden, ein Zaubermittel über das ich noch sprechen werde.

Wie sich von selbst versteht, ist die Jagd von Nät aus nur bei mondhellen Nächten und bei ruhigem Wasser möglich, damit das scharfe Auge des Eingeborenen die Beute in dem selten mehr als drei Meter tiefen Wasser zu erkennen vermag. Obwohl die Dujongs in der Regel jede Nacht den beliebten Weidegrund aufzusuchen pflegen, lauert der Jäger manchmal doch eine ganze Nacht vergeblich, während ihm eine andere zuweilen zwei Dujongs einbringt. Die Annäherung der auf ihrem Weideplatze, meist in kleinen Trupps, erscheinenden Thiere, läßt sich schon in einiger Entfernung an dem Pusten und Schnauben derselben erkennen. Die Harpune zum Wurf bereit, steht der Jäger regungslos auf seinem Gerüste auf dem Anstande, neben sich die sorgfältig aufgerollte Fangleine, welche mit dem einen Ende an der Harpunenspitze, mit dem anderen am Gerüst befestigt ist. In dem Moment nun, wo ein Dujong in Wurfhöhe an die Oberfläche des Wassers kommt, um zu athmen, springt der Mann ins Wasser und stößt dem Thiere die Harpune in den Leib, welche bei der Dicke der Schwarte aber nur tödlich wirkt, wenn sie zufällig die Wirbelsäule treffen sollte. Durch einen Schrei benachrichtigt, eilen die im Manu wartenden Gefährten herbei, welche sich eilends ins Wasser stürzen, um dem in die Tiefe getauchten Thiere beim Emporkommen um die Schwanzflosse ein Tau zu schlingen, an welchen sie tauchend den Dujong so lange unter Wasser halten, bis er erstickt, was in kurzer Zeit stattfindet. Der

(900)



Harpunierer selbst hat auf die Fangleine zu achten, damit dieselbe sich nicht etwa verknotet, sondern ordentlich abwickelt, und den von der Spitze gelösten Harpunenschaft (Wap) ins Kanu in Sicherheit zu bringen. Nach Hely ist an der Südküste Neu-Guineas (Miwai, Manat, Turituri) das Nät so eingerichtet, daß alle Jäger, sieben bis acht Mann, auf dem Brett stehen und es soll vorkommen, daß der harpunirte Dujong mit der abgelaufenen Leine das Gerüst einreißt und dadurch entkommt. Irgend welche Gefahr ist aber auch hier mit der aufregenden Jagd nicht verbunden, da die meisterhaft schwimmenden und tauchenden Eingeborenen selbst den Schlägen der Schwanzflosse des trägen Thieres geschickt auszuweichen wissen.

Die Dujongjagd auf dem Anstande dürfte jetzt übrigens bereits der Vergangenheit angehören. Denn schon zur Zeit meiner Besuche in der Torresstraße (1881 und 82) wurde der Dujongfang viel mit den trefflichen, schnellsegelnden Booten der Perlshalenfischer und von Letzteren selbst eifrig betrieben und nach Haddon hatte diese neue Jagdweise den Anstand auf der „Nät“ 1888 bereits so gut als ganz verdrängt. Festlichkeiten irgend welcher Art anlässlich des Dujongfanges finden bei den Eingeborenen an der Torresstraße nicht statt, aber Hely weiß von solchen bei den Bewohnern der Südküste Neu-Guineas (Manat) zu berichten. Hier wird beim Anfange der Schildkröten- und Dujong-Saison ein großes Fest mit Tanz veranstaltet und wenn die ersten Kanus zum Dujongfange ausziehen, findet ebenfalls eine Feierlichkeit statt. Eine fein ausgeputzte Dujongharpune („Kiwura“) wird in die Erde gepflanzt, um welche die Männer herumstehen und „Gumada“, d. h. Kawa (Aufguß von *Piper methysticum*) trinken. Mit dieser Flüssigkeit wird auch als glückbringend der Harpunenschaft besprenget.

(901)

Am Schlusse der Fangzeit findet wiederum ein Fest statt, welches die Frauen den glücklichen Jägern geben, und zwar bei den zu einem Haufen aufgespeicherten Schädeln, Knochen, und Panzern der Dujongs und Schildkröten, welche während der Saison gefangen worden. Diese schön mit buntfarbigen Blättern u. s. w. decorirte Knochenpyramide bildet den Mittelpunkt des Festes, bei dem viel gegessen, viel Kawa getrunken und getanzt wird, und das, als Ausnahme, in einem gemeinschaftlichen Tanze beider Geschlechter seinen Abschluß findet.

Auch bei den Inselbewohnern der Torresstraße herrscht überall der Brauch, Schädel und Knochen der erlegten Dujongs aufzubewahren, und da Schildkrötenfang im Leben dieser Eingeborenen eine nicht minder wichtige Rolle spielt, so finden sich Knochen beider Thierarten fast stets zusammen.

In den Küstendörfern an der Südküste Neu-Guineas kommen vereinzelt noch Schädel oder Unterkiefer von Wildschweinen hinzu, alles Jagdtrophäen, wie bei uns Reh- undirschgeweihe, Gemskrifeln u. s. w. Auf der Insel Mabiak, deren Bewohner mit zu den besten Dujongfängern gehören, befand sich hinter dem einzigen Dorfe ein wahrer Schindanger von Dujong- und Schildkrötenknochen, und an einer anderen Stelle, die ich für ein Grab hielt, zählte ich sechzig Dujongschädel. In früheren Zeiten pflegte man die Letzteren, nach dem Ergebniß der Jagdsaison, reihenweise geordnet aufzubewahren oder stapelte sie um den Stamm eines Baumes auf, so daß im Laufe der Zeit ganze Schädelpyramiden entstanden. Die größte derselben ist im Reisewerke der französischen Weltreise mit den Schiffen *Astrolabe* und *Bélee* (Bd. IX, S. 237, Taf. 189) von der kleinen Insel *Tud* (oder *Warrior-Is.*) beschrieben und abgebildet, in deren Nähe die beiden Schiffe (Juni 1840) auf das Riff

liefen und nahe daran waren zu scheitern. Um einen Baum erhob sich hier eine hohe Pyramide aus Dujongschädeln und Rippen, vor derselben war ein ziemlich großer viereckiger Raum dicht mit demselben Material bedeckt und dieses Viereck wiederum durch eine breite, an vier Fuß hohe Mauer, ebenfalls aus Dujongschädeln (und Rippen) eingefriedigt, zusammen so viele, daß sich die Zahl gar nicht schätzen ließ. Von diesem eigenartigen Monument, das die französischen Reisenden irrthümlich für das Mausoleum eines großen Häuptlings hielten, war schon Anfang der siebziger Jahre nichts mehr zu sehen, wie der mit Dujongschädeln und Rippen verzierte Baum auf Mabiak, von Gill (1870) als „Devil-tree“ beschrieben und abgebildet, bei meinem Besuch auf dieser Insel (1881) nicht mehr existirte. Auch die früheren eigenartigen Grabverzierungen sind längst verschwunden, von denen uns Zufes eine Abbildung hinterlassen hat. Dieses Grab\*) befand sich (1844) auf Morilug (Prince of Wales Isl.) und bestand aus einem Hügel (8 Fuß lang, 4 Fuß breit und 3 Fuß hoch), der wie die vier Pfosten mit Dujongschädeln und Rippen und großen Muscheln (Cymbium, Nautilus), alles mit rother Farbe bemalt, verziert war. In ähnlicher Weise wurden die „Wäus“ mit Dujongschädeln und Rippen decorirt, jene eigenthümlichen Monumente zur Er-

---

\*) Die Todten wurden früher auf Gerüsten ausgelegt, bis das Fleisch abgefaulst oder der Leichnam mumificirt war. Der Schädel wurde dann als Familienschatz sorgfältig verwahrt, die noch übrig gebliebenen Knochen aber begraben, und darüber ein Denkmal ähnlich dem beschriebenen errichtet. Anklänge aus der heidnischen haben sich noch in der christlichen Zeit erhalten, indem man um den Grabhügel einen rohen Haun aus Pfählen errichtet, die, wie der Hügel selbst, mit rohbemalten Muscheln (Cymbium, Fusus) verziert werden, aber auch als Zeichen der neuen Ära — mit leeren Blechbüchsen und Glasflaschen, wie ich dies auf Mabiak beobachtete.

innerung an Verstorbene, die wir nur durch Macgillivray kennen. Bei diesen Denkmälern fanden zu gewissen Zeiten besondere Feierlichkeiten („Maiwa“) mit Tänzen („Merfai“) statt, über deren Bedeutung leider jede sichere Kunde fehlt.

Ubergläubisch wie alle Naturvölker herrschten auch in Bezug auf den Dujong- (und Schildkröten-) Jang bei den Eingeborenen an der Torresstraße allerlei mythische\*) Vorstellungen und Gebräuche. Wie es Zauberer gibt, welche Wind- und Krankheiten besprechen, so fehlt es auch nicht an solchen, die den Erfolg oder Mißerfolg bei einer bevorstehenden Dujongjagd durch magische Einflüsse im voraus zu bestimmen vorgeben und die natürlicherweise ebenso Glauben finden, wie z. B. Schäfer Hst bei uns. Ganz besonders geschätzt waren und sind wahrscheinlich noch die von solchen Zauberern angefertigten glückbringenden Talismane, oft nur ein Stein, dessen Gestalt etwas an einen Dujong erinnert, oder die aus Holz geschnitzte Figur eines solchen Thieres. In solchen Talismanen ist eine Vertiefung ausgehöhlt, welche als besonderen Zauber eine „Medicine“ („Koiza“ d. h. viele Dinge) enthält, d. h. gewisse Blätter, Dujonggras, mit Dujongfett und rother Farbe gemischt. An einem jetzt im Britisch Museum befindlichen Talisman (von Wadu) sind oben noch zwei menschliche Knochen (Fibulae) angebunden, die den Werth des Stückes ungeheuer erhöhten. Die Knochen rühren nämlich von dem Skelette des Verfertigers dieses Talisman her, der als großer Zauberer in Ruf stand, und von dem auch Arm- und Beinknochen für andere Talismane Verwendung fanden.

---

\*) Auf der kleinen Insel Djampea, südlich von Celebes, fand Jacobien an den Häusern hie und da Rippen und Flossen des Dujong aufgehangen als angebliches Schutzmittel gegen Krankheiten.

In früheren Zeiten gehörte der Dujong auch zu den „Totems“ oder Clanszeichen (Nibumina), das von den Männern auf der rechten Schulter, von den Frauen auf den Rücken tätowiert wurde, aber längst außer Mode ist; Haddon lernte (1888) überhaupt nur vier Individuen mit Clanszeichen kennen. Mitglieder des „Dungal-Clans“ (Dujong) durften von dem Fleische des zuerst in der Dujongjaison gefangenen Thieres nicht essen.

In dem Sagenkreise der Eingeborenen an der Torresstraße kommt der Dujong selbst nicht vor, wohl aber die Heldengestalt von „Sesere“, der als der erste Dujongfänger das Gerüst (Nät) für den Anstand erfand und zugleich die Verwendung des Dujongfleisches einführte. Dagegen ist der Dujong mit der Mythe der Motu an der Südküste Neu-Guineas verbunden, worüber ich die folgende hübsche Legende hier zuerst mittheile.

„Auf der Spitze von Taurana (Pyramid Point) lebte einst ein Mann, dessen Frau ihrer Niederkunft entgegen sah, aber einen ganz unnatürlichen Umfang hatte. Sie gebär denn auch ein höchst wunderbares Wesen, das sie ihrem Manne mit den Worten zeigte: siehe! Das ist weder ein Knabe noch ein Mädchen, sondern gleicht mehr einem Fische! Das Neugeborene ging auch sogleich nach dem Meere und schwamm weg, während die Mutter auf der Spitze der Klippe saß und heftig weinte und wehklagte. Daraufhin kehrte der Nui (Dujong), denn ein solcher war das Wesen, wieder zurück und sagte: weine nicht! wenn Du zu Balau, meinem guten Geiste, hältst, so wird es Dir gut gehen, anderenfalls wird er Dich und alle Motu tödten! Deshalb halten die Motu den Nui für keinen Fisch, sondern für einen Mann und wenn sie einen fangen und tödten, singen sie ein Lied zum Lobe

(905)

des Balau, des guten Geistes des Rui." Dieser „Lobgesang“ den ich mir, natürlich gegen Bezahlung, vortragen ließ, besteht aus ein paar monotonen Strophen, die, wie zu erwarten, nicht die Bezeichnung Gesang verdienen.

Auch die Belauer besitzen nach Rubary über die Herkunft des Misogiu (Dujong) zwei Legenden, die aber im Wesentlichen so übereinstimmen, daß wir uns hier mit der kurzen Wiedergabe der einen begnügen können. Darnach verfluchte einst eine Frau auf Rorror ihre schwangere Tochter deshalb, weil sie von der Keam-Frucht (*Inocarpus edulis*) gegessen hatte, welche den Frauen in dieser Zeit verboten ist. Aus Verzweiflung lief die Tochter ins Meer und wurde hier (vermuthlich in Folge des Fluches der Zauberin) in einen „Misogiu“ (Dujong) verwandelt. Deshalb heißt das Thier bei den Belauern auch „Dil“ d. h. Frau.

In ökonomischer Beziehung ist der Dujong wegen seines Fleisches und Speckes (resp. Deles) hauptsächlich für den Haushalt der Eingeborenen mehr oder minder von Bedeutung. Araber oder Abyssinier sollen das Fleisch indeß nicht sonderlich schätzen, ja behaupten, dasselbe verursache zuweilen Uebelkeiten und selbst Krankheiten. Davon wissen Malaien und Melanesier der Südsee indeß nichts, bei denen Dujongfleisch überall als Delicatsse gilt. Ganz besonders wichtig ist dasselbe für die Bewohner des Gebietes an der Torresstraße für welche es nebst Schildkrötenfleisch die einzige und wichtigste Nahrung bildet. Am meisten geschätzt sind Rälber und Weibchen, sowie der Speck, da das Fleisch alter Bullen viel zäher und trockener ist. In lange Streifen geschnitten und an der Luft getrocknet oder in der Hütte geräuchert, hält sich Dujongfleisch sehr lange, wird in dieser Form auf Seereisen mitgenommen und bildet selbst einen

(906)

Leinwandartikel. Zum Kochen des Fleisches bedient man sich jetzt allgemein eiserner Töpfe; die frühere Zubereitungsweise zwischen heißen Steinen ist längst abgekommen.

Die Haut des Dujong, mit welcher einst die Bundeslade der Kinder Israels überzogen war (nach Ruppell), und aus welcher an der abessinischen Küste Sandalen verfertigt werden, findet bei den Eingeborenen an der Torresstraße keinerlei Verwendung; dagegen tragen ältere Damen auf Belau schmale Streifen aus Dujonghaut als geschätzte Leibgürtel (Ihoqul). Eine besondere und für die Ethnologie dieser Inseln einzige Bedeutung erhält der Dujong hier durch den ersten Halswirbel (Kilt). Man verfertigt aus demselben einen Armring, der mit Mühe über die Hand gestreift, zuweilen nicht wieder abgelegt werden kann. Die feierliche Weise, in welcher Wilson (1783) vom Libatul (König) von Korrer mit diesem Armringe decorirt wurde, hat dem „Kilt“ den unverdienten Rang eines Ordens verschafft, als welcher er z. Th. noch jetzt in der Ethnographie weiterspukt. In Wahrheit ist der Kilt aber nichts anderes als ein Armband, das jeder Belauer erwerben kann, falls er die Mittel dazu besitzt, das aber bei dem hohen Preise (an 400 Mark) zu den größten Familienkostbarkeiten Reicher gehört, und — darf ich hinzufügen — zu den Schätzen unserer Museen. Denn soviel mir bekannt, haben nur die in Berlin und London je einen Kilt aufzuweisen; der des letzteren Museums stammt noch von Wilson her.

Es ist auffallend, daß die Bewohner an der Torresstraße, mit deren Leben der Dujong so eng verbunden ist, keinerlei Theile des Thieres zu Schmuck verwenden. Die ungeheuren Anhäufungen von Dujongknochen, deren ich vorher gedachte,

(907)

sind später aber durch Weiße verwerthet und dabei wohl auch die ungeheure Pyramide auf Lüd aufgeräumt worden. Man sammelte aber nur die Vorderzähne und Rippen, welche eine Knochenmasse, härter als Elfenbein, liefern, und dieses „Torres Straits ivory“ brachte vor 30 Jahren einmal in Sydneſy bis zu 500 Mark die Tonne. Dabei mag erinnert sein, daß im Mittelalter Rosenkränze aus Perlen von Dugongzähnen, denen man wunderbare Kräfte zuschrieb, außerordentlich geschätzt und theuer waren.

Durch die Jagden der Inselbewohner in der Torresstraße aufmerksam gemacht, wurden auch die Queensländer zu Dugongfängern. Schon Anfang der siebziger Jahre etablirte sich in Wide-Bai eine Gesellschaft zur wirthschaftlichen Ausnuzung dieser Thiere, welche nicht allein Fleisch und Fett verwerthet, sondern auch die Haut, welche gegerbt, treffliche Treibriemen liefert. Das farb- und geruchlose Del schmeckt besser als der beste Leberthran, und wird wie der letztere medicinisch, angeblich als Heilmittel gegen Schwindſucht, verwendet. „Potted-Dugong“ d. h. in Blechbüchsen präservirtes Fleisch, oder dasselbe gesalzen und geräuchert (Bacon), wie ich es bei Skinner in Brisbane kaufte, haben sich in den Kolonien überall Beliebtheit erworben und sind in der That nicht zu verachten. Dasselbe darf ich mit Anderen für das frisch gekochte oder gebratene Fleisch behaupten, von dem in Brehm's Thierleben sehr mit Unrecht gesagt wird: „Den Europäer widert dieses Wildpret seines unangenehmen süßlichen Geschmacks halber an“. Ich fand es im Gegentheil sehr schmackhaft, am meisten Schweinefleisch ähnelnd, während das von Kälbern im Geschmack mehr an Kalbfleisch erinnern soll. Das frische Fleisch alter Thiere läßt sich wegen der dunklen Färbung am besten dem Rindfleisch mit einer



(ca. 2 cm dicken) Speckschicht vergleichen. Es braucht lange Zeit, um weich zu kochen, dann ist aber auch die Schwarte genießbar, welche eine leimige Beschaffenheit, aber nicht das Fetttriefende von Schweineschwarte besitzt. Die Schwanzflosse besteht mehr aus Knorpelmasse und gibt gute Brühe. Das Gewicht eines erwachsenen Dujong soll an 600 Pfund betragen, die Menge des gewonnenen Oeles 30—60 Pfund.

Ueber das Gefangenleben des Dujong liegen keine Beobachtungen vor, und selbst die, welche wir bezüglich des Freilebens besitzen, sind, wie wir gesehen haben, so außerordentlich lücken- und mangelhaft, daß weitere Beiträge sehr zu wünschen wären. Freilich ist es schwierig, solche Beobachtungen anzustellen, die viel Zeit und besondere Mittel erfordern würden, und ehe dies geschieht, ist das so interessante und eigenartige Thier vielleicht ausgerottet. In Folge der schonungslosen Verfolgungen ist der Dujong überall stark vermindert und, wie wir vorn gesehen haben, auf den Mascarenen längst ausgerottet worden. Nach Raffley war das Thier (1820) in der Straße von Singapore noch sehr häufig, soll aus dem Dahlak-Archipel an der abhissinischen Küste bereits vertrieben sein, und die Zeit, daß man 50 bis 60 Stück in der Torresstraße zugleich sehen konnte, wie Gill noch 1872, ist auch für dieses Gebiet längst vorbei. Ich selbst habe hier trotz wiederholter Reisen nur wenige Male Dujongs zu Gesicht bekommen und auch an der Nordostküste Australiens hat sich seit dem Betriebe der Dujong-Großfischereien eine erschreckende Abnahme bemerkbar gemacht. In Folge dessen sind, nach Semon, diese Fischereien bedeutend zurückgegangen, denn 1891 wurde in Wide- und Moreton-Bai Dujongfang nur noch mit wenigen kleinen Fahrzeugen und zwar in der Winterzeit (Juni bis Ende August) betrieben.

(909)

Ohne allen Zweifel gehört also der Dujong zu den in der Existenz bedrängten Thieren, für die ich zum Schluß dringend Schutz auf das Wärmste empfehlen möchte, um der völligen Ausrottung vorzubeugen, so lange es noch Zeit ist. Vor Allem müßte eine Schonzeit eingeführt werden und in dieser Richtung könnten die Regierungen von Queensland, British Neu-Guinea und Niederländisch Indien viel thun. Auch unsere Reichsregierung, die mit der Ostküste Afrikas, wie mit Belau, auch Dujonggebiete erworben hat, möchte ich an dieser Stelle bitten, wie für Elephanten und Paradiesvögel, auch Maßregeln zum Schutze dieses einzigen Vertreters der Sirenen zu treffen.